Konrad Hilpert (Hg.)

THEOLOGISCHE ETHIKER IM SPIEGEL IHRER BIOGRAFIE

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Konrad Hilpert (Hg.)

THEOLOGISCHE ETHIKER IM SPIEGEL IHRER BIOGRAFIE

Stationen und Kontexte

Ferdinand Schöningh

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Umschlagabbildung:
Concept of training. Wooden bookshelf full of books in form of man head on a bricks background. Science about human. Psychology. A human have more knowledge
© studioVin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2016 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-506-78122-2

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Inhaltsverzeichnis

VORWORT 7

Adrian Holderegger
Grenzüberschreitungen 11

Josef Schuster SJ
Moraltheologie – autobiografisch 39

Alberto Bondolfi
Zwischen den Sprachen, den Kulturen und den Konfessionen 57

Werner Wolbert
Durch Zufall zur Moraltheologie 73

Konrad Hilpert
Reflexion der Verantwortlichkeit an der Schnittstelle von Glaube, Wissenschaft und moderner Gesellschaft 93

Antonio Autiero
Zwischentöne in einem theologischen Selbstporträt 113

Gerhard Droesser
Querungen 125

Herbert Schlögel OP
Rhein, Main, Donau – Moraltheologische Stationen 143

Ingeborg Gabriel
Spannende Zeiten 165

Josef Römelt CSsR
Freiheit ist das größte Geschenk Gottes an den Menschen – so sehr, dass er auch ihre Grenzen geborgen hält 187

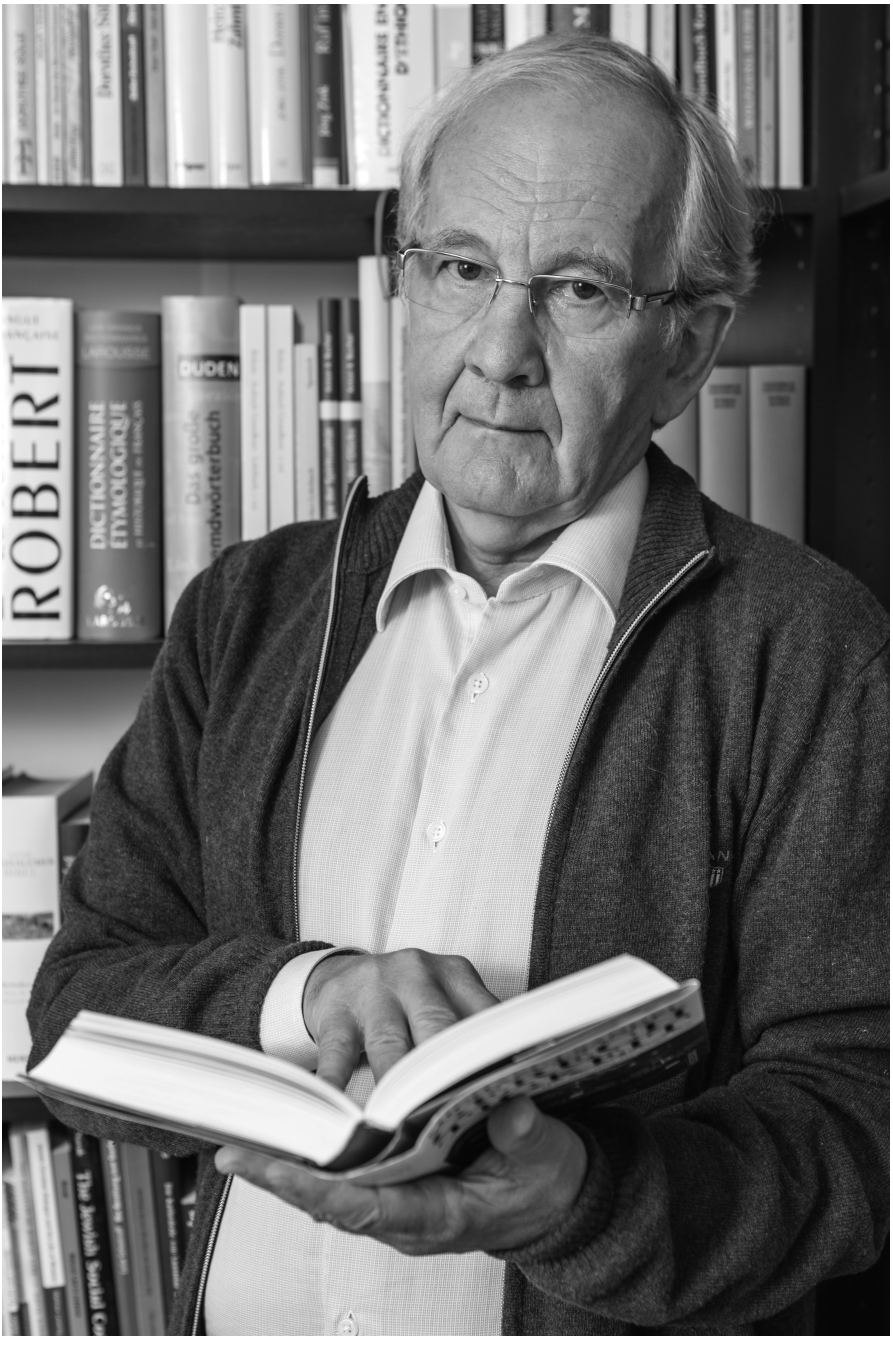
Marianne Heimbach-Steins
Christliche Sozialethik – theologisch und kontextuell. Begegnungen, Klärungen, Horizonterweiterungen 205

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Jochen Sautermeister
Moraltheologie und Christliche Sozialethik 1990-2015.
Ein Kapitel theologisch-ethischer Zeitgeschichte 237

PERSONENREGISTER 261

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh



Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

ADRIAN HOLDEREGGER

Grenzüberschreitungen

Meine Heimat ist das idyllische Appenzell, eine liebliche Hügellandschaft, umrahmt vom nicht weniger beeindruckenden Alpsteingebirge mit dem alles überragenden Säntis. Appenzell Innerrhoden – genannt der „innere Landesteil" – wurde 1597 vom „äußeren Landesteil" getrennt, da der sich damals für die „neue Religion" entschied, während sich der innere Landesteil weiterhin zur „katholischen Religion" bekannte. Diese Gegensätzlichkeit, aus der sich manch eigenständige und manchmal auch eigenwillige Traditionen entwickelten, ist bis heute erhalten geblieben. Dieser Halbkanton, also der innere, katholische Landesteil mit seinen gut 15000 Einwohnern war und ist meine Heimat, die mich nicht bloß in der Jugendzeit geprägt hat, in die es mich auch jetzt noch immer wieder hinzieht. Das kleine Volk am Alpstein hat über die Jahrhunderte einen Willen zur Eigenständigkeit, Selbstbehauptung und Unabhängigkeit entwickelt, wie er in dieser Art nur selten anzutreffen ist. Daraus entstand eine traditionsreiche – vor allem vom barocken Katholizismus geprägte – Kultur, die nicht bloß gegen jede politische wie kirchliche Fremdherrschaft aufbegehrte, sondern in dieser steten Auseinandersetzung mit dem Fremden eine eigene Kreativität entfaltete. Wohl nur aus dieser Spannung von minoritärer Selbstbehauptung und notwendiger Auseinandersetzung mit dem „Ausländischen" – und seien es nur schon die Nachbarkantone – ist es zu erklären, wie diese kleine Volksgemeinschaft verhältnismäßig viele profilierte Politiker, Künstler und Künstlerinnen, aber auch Wissenschaftler in unterschiedlichsten Disziplinen hervorgebracht hat. Nicht wenige haben es zu internationalem Ansehen gebracht. Einschlägiges kann im „Historischen Lexikon der Schweiz" nachgelesen werden.[1]

Dies ist sozusagen der kulturelle und religiöse „Humus", in dem ich meine ersten Wurzeln schlug und der fruchtbare Boden, der mich – wie ich jetzt rückblickend feststellen muss – bis in die letzten Denk- und Lebensformen hinein geprägt hat. Das Thema der „Autonomie", das mich zeitlebens beschäftigt hat, wie auch das Thema der Lebensbehauptung – gerade auch in ihrer Grenzform der radikalen Beschädigung – haben wohl hier ihre Ursprünge, jedenfalls decken sie sich mit Grundkonstanten dieser bäuerlich-traditionellen wie offen-neugierigen Kultur.

1 S. die entsprechenden Namensartikel in: Historisches Lexikon der Schweiz, 13 Bände. Basel 2002-2014.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Jugend und Schulzeit

Zwar nicht in Appenzell geboren, aber doch Bürger von Appenzell, habe ich die Jugendzeit ab dem siebten Altersjahr im Kantonshauptort verbracht, bis zur Matura im Jahre 1965. Meine Eltern führten einen mittelständischen Betrieb, in dem wir Kinder nebst der Schule tatkräftig zupacken mussten, dies aus Notwendigkeit wie auch aus Selbstverständlichkeit, da die Erträge gerade in der Aufbauphase eher kärglich waren. In der Primarschulzeit zeichnete sich bald ab, dass ich nach Abschluss der sechsten Klasse ins Gymnasium wechseln sollte. Die treibende Kraft war der standesherrliche Pfarrer Anton Wild – die unumstrittene Autorität im Dorf –, der wohl in mir einen künftigen Kleriker sah und dies den Eltern gegenüber auch unmissverständlich deutlich machte. Der Wechsel ins Gymnasium im Jahr 1958, das von den Kapuzinern geführt wurde, bedeutete gleichzeitig auch den Abschied von manchen jugendlichen Freiheiten, da die Schulzeit von morgens bis abends stark durchstrukturiert war, nicht bloß durch die üblichen Fächer, ergänzt mit vielen sprachlichen Freifächern, sondern auch durch liturgische Feiern und religiöse Übungen. Sicherlich war der Unterricht exzellent – immerhin war es damals eines der führenden Gymnasien der Schweiz –, doch begannen einige unter uns, diese Institution als zu eng, zu korsetthaft zu empfinden. Seismographisch haben wir die Veränderungen in Gesellschaft und Kirche wahrgenommen, die sich um die frühen 60er-Jahren abzeichneten und die schließlich in den 68er-Jahren zu den „revolutionären Ereignissen" führten und etwas früher zum Abschluss des Zweiten Vatikanum. Wie wohltuend waren damals die Theaterbesuche im nahen St. Gallen – wofür man jeweils das Einverständnis des Rektors brauchte –, in dem die avantgardistischen Stücke etwa von Max Frisch („Andorra"), von Friedrich Dürrenmatt („Die Physiker") oder Jean-Paul Sartres Stück („Die Wörter") gegeben wurden. Der eine oder andere Lehrer hat uns bei diesen „petites fugues" (Y. Yersin: ein wunderschöner Film, der dies exakt beschreibt) unterstützt, nicht immer zum Wohlgefallen jener Lehrer, die das Fach „Religion" zu vertreten hatten. Zu diesen kleinen Fluchten gehörten auch die damit nicht ganz kompatiblen Hörgenüsse der radiophonen Direktübertragungen der Wagneropern aus Bayreuth, die ich jeweils mit einem Studienfreund mit großer Passion über Stunden hinweg andächtig hörte.

Es ist wohl Teil jener Sturm- und Drangperiode, die Romantisch-Archaisches mit Vorwärtsdrängendem-Revolutionärem Verband, ohne dass man sich der jeweiligen Tragweite voll bewusst wurde. War Wagner eine Art Religionsersatz? Denn diesem intensiven Hinhören ging wohl nicht ein besondere Weihe ab, vergleichbar den Liturgien, die wir im Gymnasium feierten. Die Figur des Parzival (des Gral-Suchers) und des Siegfrieds (des Kämpfers) haben mich damals besonders beeindruckt, auch wenn ich später eine deutliche Distanz zu Wagner und dessen Helden gewann. Die Frucht all dieser – man möchte fast sagen – außerschulischen und stürmischen Auseinandersetzungen war die Matura-Arbeit über Jean-Pauls Essay „Rede des toten Christus

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

vom Weltgebäude herab“. Der nihilistische Firn der Arbeit schuf verständlicherweise einige Irritationen bei der Jury, war aber für mich gleichzeitig das Ausloten denkerischer Möglichkeiten, diskrete Anfrage an gelebte Tradition und Ritual und Infragestellung von Weltanschauung und Religion. Um diesen Weg des Nachfragens weiter fortsetzen zu können, entschloss ich mich zum Theologiestudium und nicht zu dem Studium der Medizin, das eine Zeitlang stark im Vordergrund stand. Freilich sollte ich später beides in eigener Form miteinander verbinden können. Nach der Matura im Jahr 1965 trat ich in das Noviziat der Schweizer Kapuzinerprovinz ein. Dies lag sozusagen auf der Hand, da ich den Orden von meiner Gymnasialzeit her als offene, studienfreundliche Gemeinschaft kannte. Eine besondere Anziehung übte die Verbindung von franziskanischer Einfachheit und der großen Bereitschaft zur intellektuellen Auseinandersetzung aus, denn der Orden war damals bemüht, jedem, der die nötigen Voraussetzungen mit sich brachte, nebst der ordenseigenen Ausbildung eine universitäre Ausbildung zukommen zu lassen.

Studium und erste Erkundungen

Wie damals üblich, absolvierte ich in den Jahren 1966-1971 an der ordenseigenen Hochschule der Schweizer Kapuzinerprovinz, zuerst in Stans das „Philosophikum“, dann in Solothurn meine theologischen Studien. Ohne Zweifel lässt sich sagen, dass damals das Studienkloster in Solothurn eine große theologische wie spirituelle Ausstrahlung besaß, das den durch das Konzil angestoßenen Aufbruch aufnahm und in einer Art „theologischem Labor“ theologische Ansätze in der Auseinandersetzung mit bekannten Theologen und Intellektuellen aus Kunst und Politik ausprobierte. Das junge Team von Dozenten schuf diesen kreativen, theologischen Freiraum, der selbst Streitgespräche – durchaus in freundschaftlicher Art – mit dem wohl damals bekanntesten Schweizer Marxisten Konrad Farner wie auch Abendgespräche mit dem gesellschaftskritischen Schriftsteller Peter Bichsel ermöglichte. Obwohl das Studienkloster mit 40 Studenten im Vergleich zu einer Fakultät relativ klein war, wollten es sich einige der damals bekannten Theologen wie Hans U. v. Balthasar, Franz Böckle, Heinrich Ott, Joachim Jeremias wie auch Josef Pieper nicht nehmen lassen, mit Vorträgen und Diskussionen die theologische Auseinandersetzung zu bereichern.

Bestens gerüstet nahm ich im Wintersemester das Weiterstudium der Theologie an der Universität Fribourg auf. Gleichzeitig belegte ich an der philosophischen Fakultät einige Kurse in Psychologie bzw. Psychopathologie. Unvergesslich bleiben die meisterlichen Vorlesungen zur psychotherapeutischen Daseinsanalyse, die von Gion Condrau, einem der engsten Mitarbeiter des Begründers dieser Richtung, Medard Boss (1903-1990), gehalten wurden. Nicht bloß seine Traumanalysen faszinierten, sondern auch seine Behutsamkeit bei der Interpretation menschlicher Schicksale und Existenzweisen. Diese Einfüh-

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

rungen führten fast zwangsweise in die Welt der Heideggerschen Philosophie, da ja die anthropologischen Grundlagen der Daseinsanalyse in Anlehnung an „Sein und Zeit“ ausgestaltet waren, wiewohl das handwerkliche Instrumentarium an Freud orientiert blieb. Das war eine erfrischende Ergänzung zur thomistisch-dominikanischen Philosophie, wie sie damals an der Theologischen wie auch an Philosophischen Fakultät vorherrschte.

Die Theologische Fakultät wurde damals durch den sog. „Pfürtner-Skandal“ aufgeschreckt und einer schwierigen theologischen wie kirchenpolitischen Zerreißprobe ausgesetzt. Im Herbst 1971 hat der damalige Lehrstuhlinhaber für Moraltheologie, Stephan Pfürtner, in der Nachbarstadt Bern im Rahmen der vorbereitenden Gespräche zur „Synode 72“ einen öffentlichen Vortrag gehalten mit dem Titel: „Moral – was gilt heute noch? Das Beispiel der Sexualmoral“. Seine Thesen zu einer „offenen Sexualität“ – die im Übrigen auch heute noch als sehr lesenswert erscheinen – erregten ein unglaubliches öffentliches Interesse, aber auch sehr bald das Interesse des Lokalbischofs Pierre Mamie und schließlich der Glaubenskongregation mit dessen Präfekten Kardinal Franjo Seper.[2] Studentische Straßenproteste für Pfürtner, dem unmittelbar der Entzug der „Missio canonica“ drohte, Debatten der Thesen in den öffentlichen Medien, Statments der Theologischen Fakultät, Stellungnahmen der Bischofskonferenz folgten sich in rascher Folge in einem gespannten Klima, das unseren studentischen Alltag ganz wesentlich bestimmte und uns selbstverständlich nolens volens zur kritischen Auseinandersetzung mit Tradition und Moral herausforderte. Das fiebrige Klima weckte ungeahnte intellektuelle und reformerische Kräfte, ließ aber auch den Graben zwischen Traditionalisten – immerhin war Ecône mit dem Traditionalisten-Bischof Lefebvre zeitgleich ein weiterer Brennpunkt – und Reformwilligen nur deutlicher zutage treten.

Im April 1974 erreichte kirchenpolitisch der „Fall Pfürtner“, nach vielen Vermittlungsversuchen, mit der von römischer Seite erzwungenen Demission ihren Höhepunkt, aber auch einen gewissen Abschluss. Die staatskirchenrechtliche Diskussion hat erst 1985 mit dem neuen Fakultätsgesetzt, der sog. „tripartite“ – einer Vereinbarung zwischen Staat, Dominikanerorden und Bischofskonferenz – ihren Abschluss gefunden. Darin werden nicht zuletzt das Lehrbeanstandungsverfahren und der Lehrbefugnisentzug geregelt – und was vermutlich ein Unikum darstellt – mit einer völkerrechtlichen Absicherung, indem beispielsweise das Recht auf Anhörung und Verteidigung im Fall des Entzugs der Lehrerlaubnis garantiert wird. Immerhin hat die Fakultät noch im gleichen Jahr Dietmar Mieth (der bekanntermaßen auf der Seite von St. Pfürtner stand) auf diesen Lehrstuhl berufen, den er bis 1981 inne hatte. Freilich verlief diese Berufung nicht reibungslos; erst nach zusätzlichen Anstrengungen und klugen Absicherungen seinerseits bei der Bischofskonferenz und

2 Vgl. die 1200 Seiten umfassende Dokumentation von: Kaufmann, Ludwig: Ein ungelöster Kirchenkonflikt. Dokumente und zeitgeschichtliche Analysen. Der Fall Pfürtner. Freiburg 1987.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

beim Lokalbischof Pierre Mamie kam die Erteilung der römischen Lehrerlaubnis schließlich zustande. Alle Seiten – nicht zuletzt auch der Staat Freiburg – wollten einen zweiten „Fall Pfürtner" tunlichst vermeiden.

Ich war nach Fribourg gekommen, um bei Stephan Pfürtner in Moraltheologie zu doktorieren. So war es auch der Wunsch der Ordensoberen. Pfürtner hatte die Absicht, einen Forschungs-Schwerpunkt in der Medizinethik aufzubauen, da er sich selbst in seiner frühen Studienzeit in der „Medizin" eingeschrieben hatte und von daher immer ein ausgeprägtes Interesse an medizinethischen Fragestellungen hatte. In einem Gespräch, das seinem Berner-Vortrag Monate vorausging, schlug er mir vor, das Thema „Suizid" unter Einbezug der Human- und Sozialwissenschaften zu bearbeiten im Sinne eines Paradigmas, wie empirische Fakten und humanwissenschaftliche Deutungen in die Normbildung miteinbezogen werden können. Das kam mir insofern entgegen, als ich seit meiner Gymnasialzeit verstehen wollte, wie es dazu kommt, dass mein Heimatkanton – obwohl sehr katholisch – eine der höchsten Suizidquoten europaweit aufweist. Dieses scheinbare, aber starke Paradox erschien mir Grund genug, der Frage nach der radikalen Lebensgefährdung, nicht bloss unter dem Aspekt der Religiosität, fundiert nachzugehen. Im Hinblick auf dieses Forschungsthema habe ich denn auch die Fächerkombination festgelegt. Da sich dann aber die Situation für meinen Doktorvater schon ab Herbst 71 zusehends zuspitzte und da bezüglich seines Verbleibens auf dem Lehrstuhl bereits dunkle Wolken aufzogen, legte ich auf seinen Wunsch hin innerhalb eines Jahres eine 120 seitige Lizenzarbeit zu diesem Thema vor. Es sollten quasi Vorarbeiten für die Dissertation sein. Völlig ungewiss, wer wohl einmal der Direktor meiner These sein sollte, wechselte ich im Frühjahr 1973 für ein Jahr an die Universität Basel. Aufgrund des „Summa cum laude" für die Lizenziatsarbeit erhielt ich vom Schweizerischen Nationalfonds umstandslos ein Förderstipendium zugesprochen. Immerhin hat der damalige, aufgeschlossene und theologisch unbeirrbare Pastoraltheologe Alois Müller signalisiert, dass er, wenn all Stricke rissen, bereit wäre, die Direktion der These zu übernehmen. Zuversichtlich wechselte ich nach Basel.

Basel – im Schatten von Erasmus, Karl Barth, Karl Jaspers und Co.

Ich schrieb mich damals an der Evangelisch-Theologischen Fakultät ein. Und mit einer Sondergenehmigung konnte ich auch einige Fächer an der Medizinischen Fakultät belegen. Beeindruckend war der evangelische Theologe Fritz Buri, der in einer ungewöhnlichen Weise die traditionelle Systematik sprengte. In seinen Vorlesungen zeichnet sich bereits sein Spätwerk ab „Buddha-Christus als Herr des wahren Selbst" (1982), in dem er einerseits existenzphilosophische „Brocken" seines einstigen Philosophen-Kollegen Karl Jaspers theologisch integrierte, andererseits – die Exklusivität des Christentums sprengend – Buddha und Christus zu gleichberechtigten Lehrmeistern und

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Weisheitslehrern des Selbst machte. Walter Neidhardt, Professor für praktische Theologie, war dezidierter Freudianer, schickte alle theologischen Themen durch das Feuer der Psychologie, stieß damit aber stets zu Aporien vor, die es als gläubiger „Protestant“ dennoch im Handeln auszuhalten galt. Seine gesammelten Aufsätze von 1997 tragen denn auch den signifikanten Titel: „Aporien aushalten – und trotzdem handeln“. Als Student gewann man den Eindruck, dass sich die Basler Theologie zu dieser Zeit vom schwer lastenden Erbe Karl Barths befreien wollte; man suchte eigene, entgegengesetzte, liberale Wege im Dialog der Religionen und in der entschiedenen Integration der Human- und Sozialwissenschaften. Dies kam einem Wechselbad gleich, denn trotz aller Aufbrüche war der Fribourger theologische Kosmos weit geschlossener und durch das starke thomasisch-dominikanische Erbe zumindest an den Grenzen umklammert.

An der Medizinischen Fakultät fand ich sehr bald in Günter Hole, Professor für Psychiatrie, selbst auch ausgebildeter evangelischer Theologe, einen Ansprech- und Gesprächspartner, der mir nicht bloss die Türen zu den Universitätskliniken öffnete, sondern auch die Türen zu den Vorlesungssälen. Er war an meinem Thema sehr interessiert, da er selbst an einem verwandten Forschungsthema „Glaube in den Depressionen“ (später als Buch erschienen) arbeitete. Ich durfte nicht bloß mit ihm und den Assistenzärzten auf Patientenvisite gehen – selbstverständlich im weißen Arztkittel –, sondern er vertraute mir auch Patienten an, die unter starker „Suizidalität“, verbunden mit einer religiösen Problematik, litten. Gleichzeitig besuchte ich Vorlesungen in klinischer Psychologie, die normalerweise ein Arztstudium voraussetzen, zu denen ich aber als katholischer Theologe (!) als große Ausnahme Zugang hatte. Die klinische Psychologie (Psychiatrie, Psychoanalyse) Basels war damals geprägt von drei markanten Persönlichkeiten: von Raymond Battagey, Paul Kielholz und Gaetano Benedetti, die zu ihrem internationalen Ruf beitrugen. Ihre Depressionsforschung brachte manchen Durchbruch in Verständnis und Therapie und machte damals Basel zu einem Referenzzentrum für „Depressionen“. Selbstverständlich konnte ich an diesem Forschungsprozess teilhaben, wurde nicht bloß mit neuen, revolutionären Medikamenten vertraut gemacht, sondern auch mit neuen Therapiekonzepten; all dies war dann außerordentlich wichtig für meine „Suizid-Studie“. Noch ziemlich unklar war mir damals allerdings die Lösung der Frage, wie Empirie bzw. humanwissenschaftliche Konzepte mit normativ-theologischen Urteilen zu verbinden sind. Es musste ein Modell sein, das über den traditionellen Handbuchstandard mit seiner additiven Manier hinausging. Klärendes habe ich später in Tübingen in den gemeinsamen Doktoranden-Seminaren von Alfons Auer und Wilhelm Korff erfahren. Über die Studienzeit in Basel hinaus gab es später mit Kollegen – vor allem mit Professor Udo Rauchfleisch – manch gegenseitige Einladung und manche Freundschaft ist bis heute erhalten geblieben.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Assistenzzeit und Abschluss der Dissertation

Zum 1. Dez. 1974 nahm ich die Assistentenstelle am moraltheologischen Lehrstuhl von Professor Francesco Compagnoni an. Die Moraltheologie an der theologischen Fakultät war üppig ausgestaltet: es gab fünf Moraltheologen, in beiden Sprachen je einen für die Fundamentalmoral (Francesco Compagnoni OP, Italien, und Servais Pinckaers OP, Belgien) und je einen für den Lizentiatskurs (Carlos Josaphat Pinto de Oliveria OP, Brasilien, und Dietmar Mieth, Deutschland); dazu gab es in der französischen Abteilung noch einen für den „cursus minor" (Juan Artadi, Spanien), ein eher pastoral ausgerichteter Kurs, der für Kandidaten bestimmt war, die keinen akademischen und staatlich anerkannten Abschluss anzielten, sondern nur das „kirchliche Diplom". Die sprachliche Aufteilung war erforderlich geworden, nachdem man zwischen 1965 und 1968 das Latein als Unterrichtssprache sukzessive abgeschafft hatte, gleichzeitig aber wollte man die Aufteilung des Stoffes in Anlehnung der Summa des Thomas beibehalten: die Traktate der theologalen Tugenden entsprachen der Fundamentalmoral; die Kardinaltugenden der konkreten, angewandten Moraltheologie (wozu auch die Sozialethik gehört). Obwohl die formale Struktur in beiden Sprachsektionen beibehalten wurde – und dies übrigens bis heute –, entwickelt die deutschsprachige Abteilung sehr bald ein offenes System, das weitgehend vom deutschsprachigen Diskurs der postkonziliaren Zeit geprägt war, während die französisch-sprachige Abteilung stark der thomistisch-dominikanischen Tradition verhaftet blieb.

Trotz all der sprachlichen, theologischen und lebensweltlichen Unterschiede (Laien, Kleriker, Ordensleute) war es das moraltheologische Institut, in dem sich Dozenten und Mitarbeiter regelmäßig zu Austausch und Diskussion trafen. Als Vertreter des moraltheologischen Instituts nahm ich 1975/1976 am religionspädagogischen Arbeitskreis deutscher Universitäten teil, der unter der Leitung von Günter Stachel stand. Diese fruchtbare Zusammenarbeit von Religionspädagogen, Ethikern und Theologen sind in mehreren Bänden dokumentiert.[3]

In diese Zeit fällt auch die Gründung der doppelsprachigen Reihe der „Studien zur theologischen Ethik/Etudes d'Éthique Chrétienne", zu der die Gründer der Reihe, Pinto de Oliveira und Dietmar Mieth, die ersten Bände beisteuerten. Ab Band 10 durfte ich, später als Ordinarius, die Reihe übernehmen, die bis heute die stattliche Zahl von 143 Bänden aufweist. In den ersten Bänden findet sich beispielsweise die Autonomie-Debatte dokumentiert, wie sie im Institut und im Moraltheologenkongress von 1977, der in Fribourg abgehalten wurde, geführt wurde. Ohne Übertreibung darf man wohl sagen, dass die „gelbe Reihe"

3 Z.B. Stachel, Günter (Hg.): Bibelunterricht – dokumentiert und analysiert. Eine Untersuchung zur Praxis des Bibelunterrichts, hrsg. v. Günter Stachel. Zürich 1967; Ders. (Hg.): Sozialethischer Unterricht – dokumentiert und analysiert. Eine Untersuchung zur Praxis des problemorientierten Religionsunterrichts, hrsg. von Günter Stachel. Zürich 1977.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

bis heute ein guter Seismograph für moraltheologische Themen wie auch ein ausgezeichneter Ort theologisch-ethischer Debatten geblieben ist. Später sind andere Reihen dazugekommen, die ich teils begründet und mit anderen mitherausgegeben habe, so im Rahmen des Instituts für Ethik und Menschenrechte die Reihe „Ethik und Politische Philosophie“ (1997-2008) zusammen mit Jean-Claude Wolf und Beat Sitter-Liver; dort wurden immerhin 14 Bände verlegt; „Défis et dialogue/Herausforderung und Besinnung“, erschienen im Universitätsverlag Freiburg i.Ue.; diese Rektoratsreihe durfte ich in den Jahren 1998-2003 betreuen; hier wurden insgesamt 20 Bände verlegt, zu denen ich selbst einige beisteuerte. Ein schönes Experiment war die eher populärwissenschaftliche Reihe „Ethik konkret“ (1991-2000), die ich zusammen mit meinem evangelischen Kollegen Hermann Ringeling der Universität Bern betreute; sie war als ökumenisches Unternehmen erschienen im Theologischen Verlag Zürich, musste dann allerdings im Rahmen der Redimensionierung des Verlags und wohl auch im Rahmen neuerlicher konfessioneller Abgrenzung eingestellt werden.

Die zwei Jahre Assistenz waren prall gefüllt mit Forschung, Studienberatung, Redaktion, Vorlesungen, so dass ich mich heute frage, wie ich dies alles schaffte. Auf der einen Seite hatte ich eine zweistündige Vorlesung am ordenseigenen Studium in Solothurn zu halten, auf der andern Seite eine Spezialvorlesung zu „Moral und Psychologie“, wie auch Einführungs-Seminare. Es kamen Seminare mit Dietmar Mieth hinzu, sein erstes und mir unvergessliches zu Dorothee Sölles „Die Hinreise. Religiöse Erfahrung“, dann ein weiteres zu J. Rawls „Theorie der Gerechtigkeit“. Hier herrschte ein frischer Wind, der intellektuell das aufnahm, was man im studentischen Protest verfocht. Gleichzeitig musste das Dissertationsthema vorangetrieben werden. Ende 1978 wurde mir vom Schweizerischen Nationalfonds ein weiteres Stipendium angeboten (das waren goldene Zeiten, wo Kandidaten noch angefragt wurden), das mich dann für ein Jahr nach Tübingen führte. Die Doktorandenseminare mit Alfons Auer und Wilhelm Korff schärften nicht bloß das Methodenbewusstsein, sondern bestärkten mich auch in der Absicht, den von Auer vorgezeichneten Dreischritt in der Normbegründung an einem konkreten Beispiel durchzuführen: Human- und sozialwissenschaftliche Grundlegung, anthropologische Interpretation, ethische Normierung/theologische Integration. So wurde der erste Teil meiner Arbeit zum kritischen Referat und zur Synopse der damaligen Kenntnisse der Suizidologie; der zweite Teil griff auf anthropologische Entwürfe einiger philosophisch engagierter Vertreter der Psychiatrie zurück, die ihrerseits von psychopathologischen Befunden her „Sinngestalten“ menschlichen Daseins entwickelten. Dies machte es möglich, den Suizid als „Sinnkrise“ zu verstehen. Der dritte Teil plädierte für eine Neuorientierung der ethischen Argumentation im Horizont einer teleologisch verstandenen Freiheit, wonach über ihre „richtige“ Realisierung nicht bloß das Faktum „Leben“ entscheidet, sondern immer auch der Wert, der dadurch verwirklicht werden soll. Für die unmittelbare Normbegründung bezüglich der Selbsttötung war

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Bruno Schüllers Studie „Die Begründung sittlicher Urteile“[4] wegweisend, wiewohl dann dieser analytische Teil mit hermeneutischen Überlegungen zu Sinn- und Wertproblematik verknüpft wurde. Dies führte auf theologischer Ebene zur grundlegenden These, dass ethische Schuldhaftigkeit nicht einfach in der definitiven und irreversiblen Verfügung über das eigene Leben als solchem besteht, sondern vielmehr dort gegeben ist, wo „verantwortliches Verfügen in Willkür“ umschlägt. Alfons Auer sollte später in einer Besprechung festhalten „Holderegger hat nicht nur einen Weg gewiesen, um eine einzelne Norm plausibler zu begründen, sondern er hat modellhaft gezeigt, wie konkrete theologisch-ethische Probleme besser als bisher zu bewältigen sind“.

Im Januar 1978 lag der Theologischen Fakultät in Fribourg die sehr umfangreiche Dissertation von gegen achthundert Seiten vor; alle vier (sic!) Gutachter, insbesondere der Erstgutachter Dietmar Mieth, plädierten dafür, den ethisch-theologischen Teil der Verfügungsproblematik als Dissertation anzuerkennen, das Übrige mit dem ersten humanwissenschaftlichen und zweiten anthropologischen Teil als Habilitation. Die Fakultät folgte diesem ungewöhnlichen, aber offensichtlich durch die Qualität der Arbeit gerechtfertigten Antrag: die Dissertation ist in Italienisch erschienen[5], was sich später allerdings als Stolperstein erweisen sollte. Die Mühe einer italienischen Publikation habe ich ausschließlich aus finanziellen Gründen auf mich genommen, denn die Publikation kostete mich keinen Cent. Die Habilitation ist ebenfalls im selben Jahr erschienen.[6] Der unverhoffte Entscheid bzw. das großzügige Angebot der Fakultät nötigte mich, die Lebensplanung umzustellen, da in Basel in Zusammenarbeit mit der Psychiatrischen Poliklinik bereits eine „therapeutische Wohngemeinschaft“ in Planung war, in der ich für eine leitende Funktion vorgesehen war. Es war demnzufolge keine akademische Laufbahn vorgesehen. Ich entschied mich für den Habilitationsweg. Im Februar 1978 verteidigte ich den vorgeschlagenen Teil der Arbeit mit dem Titel „Verfügung über den eigenen Tod? Typen ethischer Argumentation“. Da mir aber die Aufteilung der Arbeit in Dissertation und Habilitation nicht so einfach erschien, denn der systematische Dreischritt sollte sichtbar bleiben, beantragte ich nochmals ein Förderstipendium, das mir denn auch umstandslos für einen weiteren, einjährigen Aufenthalt in Tübingen gewährt wurde.

Das „Berghaus Hügel“, ein Studienhaus der Diözese Rottenburg/Stuttgart, war ein idealer und inspirierender Ort, um die Publikation der Dissertation und die Habilitationsschrift vorzubereiten. Gleichzeitig blieben mir die Vorlesungsverpflichtungen in Solothurn und die regelmäßigen Seminare an der Uni in Zürich (zusammen mit Professor Hans Ruh). In bester Erinnerung bleiben die schwäbischen, manchmal tiefgründigen Mittagessen mit Professoren der

4 Schüller, Bruno: Direkte Tötung – indirekte Tötung. In: PhuTh 47 (1972) 41-57; Ders.: Die Begründung sittlicher Urteile. Düsseldorf [3]1987, 247ff.

5 Holderegger, Adrian: Il suicido. Risultati delle science umane e problematica etica. Assisi 1979.

6 Holderegger, Adrian: Suizid und Suizidgefährdung. Humanwissenschaftliche Ergebnisse – anthropologische Grundlagen. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 1979.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Fakultät, aber auch mit den Mithabilitanden Wilhelm Geerlings, Hubert Bours und Hans Wagenhammer. Die Konzentration des Ortes brachte mich nicht bloß in der Arbeit voran, sondern forderte wie nie zuvor zu einer subjektiven Klärung der Thematik heraus, die sich eigentlich so bislang nicht stellte. Es sollte sich die lebenskluge Einsicht von Erwin Ringel, dem großen Suizidforscher und Menschenfreund, bestätigen (sinngemäß): Wer nicht zuvor über Leben und Tod mit sich ins Reine gekommen ist, kann nichts vernünftig Menschliches über den Suizid sagen. Das heißt wohl ins Allgemeine gewendet: Bei jeder existenziellen Fragestellung muss eine Balance zwischen wissenschaftlicher Distanziertheit und existenzieller, aufgeklärter und „bereinigter" Empathie gefunden werden, wenn man dabei authentisch bleiben will.

Diese damalige Einsicht versuchte ich mir bei allen späteren Veröffentlichungen und Vorträgen zu vergegenwärtigen. Wie immer: Ende Juni 1979 wurde ich habilitiert mit der Suizidarbeit und mit dem programmatischen Vortrag „Moraltheologie als soziale Therapeutik", in dem inhaltlich das thematisiert wurde, was später unter dem Begriff „Befreiungsethik" artikuliert wurde. Es fiel mir später wie Schuppen von den Augen, als ich diesen Begriff erstmals im Zusammenhang der Befreiungstheologie bei E. Dussel las, denn damit war all das abgedeckt, was mit dem Begriff der „Therapeutik" intendiert war. In den psychologischen Wissenschaften in Verbindung mit der nichtidealistischen Frankfurter Schule sah ich Sinnpotenziale, die zum gelingenden Leben beitragen sollten. Die Befreiungsethik war auch Befreiung zur Freiheit, aber teils mit anderen Mitteln und weniger individualistisch, aber nicht zuletzt mit dem Potential der Theologie selbst. Das war eine Dimension, die bereits in der Luft lag, aber begrifflich noch nicht richtig eingefangen werden konnte.

Das gleiche Thema, das ich wenig später an der Theologischen Fakultät in Tübingen vortrug, bewog den Fakultätsrat, mich für die Lehrstuhlvertretung von Wilhelm Korff, der inzwischen nach München übergesiedelt war, zu übernehmen. Und dies bereits zum Herbst 1979. Innerhalb von zwei Semestern versuchte ich das Programm „Sozialethik als soziale Therapeutik" zu entwickeln.[7] Dies stieß bei den Studierenden auf ein wachsendes Interesse, die sich dann auch nachdrücklich dafür eingesetzt hatten, dass mir der vakante Lehrstuhl baldmöglichst übertragen würde. Die Fakultät hat dann aber – wohl auch wegen meines jugendlichen Alters – anders entschieden. Zur gleichen Zeit hat mich die Katholisch-theologische Fakultät der Universität Mainz unter vierzehn Bewerbern für den sozialethischen Lehrstuhl an erste Stelle gesetzt, was für mich eher überraschend war, da ich damals mit dem Präsentationsvortrag „Gerechtigkeit und Liebe" im Anschluss an John Rawls in ungewohntes Terrain vorstieß. Offensichtlich war der Berufungsausschuss der Fakultät überzeugt von der Art und Weise des Einbezugs der Sozialphilosophie in die theologisch-ethische Reflexion. Die damalige Bildungsministerin Rena-

7 Eine Skizze dieses Vorlesungsprogamms ist veröffentlicht in: Holderegger, Adrian: Ethische Orientierung in der Politik. Grundsätzliches, Programme, Thesen. Freiburg i. Ue. 2002, 22-98, bes. 67ff.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

te Laurin hat mich allerdings telefonisch dazu bewogen, die Kandidatur zurückzuziehen, da auf den Lehrstuhl „Kettelers" ein Ordinierter bzw. ein Priester gehöre, der ich nun mal nicht sei. Obwohl mir die Argumentation nicht schlüssig erschien, vermutlich war die Nähe zu Auers „Autonomie im christlichen Kontext" viel entscheidender, habe ich der Bitte nachgegeben und verzichtet.

Berufung nach Fribourg

Im Wintersemester 1980/81 erfolgte auf Fakultätsebene die Wahl als Professor für Fundamentalmoral und Ethik, zusammen mit Anselm Hertz OP, der zum Professor für Moraltheologie gewählt wurde. Dietmar Mieth war inzwischen nach Tübingen übergesiedelt, Francesco Compagnoni ans Angelicum in Rom. Daher konnten die beiden Lehrstühle „Moraltheologie" gleichzeitig besetzt werden. Wir hatten allerdings den Auftrag, aber auch selbst das feste Interesse, die vorlesungsrelevante Materie anders aufzuteilen, indem vom fundamentalethischen Lehrstuhl die individualethischen Themen, und vom andern Lehrstuhl die sozialethischen Themen übernommen werden sollten. Denn zu stark wirkte die alte Aufteilung der Materie im Sinne der „Summa" nach. Freilich blieb dies wegen Verzögerungen in der Erteilung des „nihil obstat" wie auch wegen der baldigen Ernennung von Anselm Hertz zum Studienbeauftagten des Ordens ein schwieriges Unterfangen. Obwohl ein positives Votum der Bischofskonferenz wie auch des Großkanzlers der Fakultät in der Person des Ordensmagisters der Dominikaner vorlag, tat sich die Glaubenskongregation schwer, das „nihil obstat" für mich zu erteilen. Nicht bloß, weil man nach all den Vorkommnissen ein besonders scharfes Auge auf die Fakultät in Fribourg warf, sondern weil inzwischen die „Autonomie im christlichen Kontext" (A. Auer)[8], deren Ansatz ich in den beiden akademischen Arbeiten vertrat, unter einen Generalverdacht einer partiellen Heterodoxie geraten war. In der italienisch publizierten Arbeit konnte dies besonders klar nachvollzogen werden.

Nach verschiedenen Interventionen von Seiten der Fakultät und des Großkanzlers wie auch nach verschiedenen Gutachten, die von der Kongregation in Auftrag gegeben wurden, soll schließlich ein positiven Votum von Bernhard Häring, das wohl einen Kompromiss vorschlug, zu einer Klärung geführt haben. An Pfingsten 1982 teilte die Glaubenskongregation dem Großkanzler der Fakultät mit, sie würde das „nihil obstat" sub conditione erteilen, d.h. unter der Bedingung, dass ich innerhalb eines Jahres eine für sie zufriedenstellende Vertiefung meiner Position vorlegen würde. Der Staatsrat ging allerdings auf

8 Zu dieser Thematik hat mein erster wissenschaftlicher Mitarbeiter, Hans Hirschi, unter meiner Leitung seine Dissertation verfasst: ders.: Moralbegründung und christlicher Sinnhorizont. Eine Auseinandersetzung mit Alfons Auers moraltheologischem Konzept. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 1992.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

diese Formel nicht ein, denn eine Ernennung unter Bedingungen war von Seiten des Staates nicht vorgesehen; so ernannte er mich zum 15. Oktober 1982 zum außerordentlichen Professor für Moraltheologie, wie dies einem üblichen Verfahren entsprach, und fünf Jahre später zum ordentlichen Professor. Und von Rom kam nie eine entsprechende Anfrage. Freilich stand ich – wie andere Kollegen auch, die eine ähnliche Position vertraten –, unter scharfer Beobachtung. Jahre später gab es einmal einen Verweis aus Rom bezüglich einer Publikation zur Sexualethik, die in einer Hauszeitschrift einer Schwestergemeinschaft („Antoniushaus" in Solothurn) erschien. Das zeigte nur, dass in der Glaubenskongregation mit viel Fleiß und Aufwand alles Schriftliche gesammelt wurde, was irgendwie zugänglich war, selbst über die Nuntiaturen vor Ort.

Sehr bald wurde ich in verschiedene, zeitlich recht aufwendige Gremien berufen: Gleich zu Beginn meiner Lehrtätigkeit als Ethik-Experte in die bischöfliche Nationalkommission „Justitia et Pax" (1982-1989), die in verschiedenen thematischen Untergruppen arbeitete. In erster Linie hatte die Kommission Grundlagenpapiere zu aktuellen sozialethischen, gesellschaftspolitischen Fragen zu Händen der Bischofskonferenz zu erstellen. Die Kommission war damals unter der geschickten Leitung ihres Sekretärs, Pius Hafner, zu einem wichtigen, auch politisch geachteten Sprachrohr der Schweizerischen katholischen Kirche geworden. Ihre oftmals kritischen Stellungnahmen etwa zu „Sozialrechte und die Zukunft des Sozialstaates", zu „Südafrika und die Apartheit", zu „Wehrdienst und Zivildienst" etc. wurden einerseits in der politischen Öffentlichkeit stark wahrgenommen, erzeugten aber andererseits ein gespanntes Verhältnis zur Bischofskonferenz, da das gesellschaftliche und politische Establishment in der Arbeit der Kommission eine „links-kritische" Unterwanderung kirchlicher Positionen sah. 1989 erreichte diese Spannung einen Höhepunkt – z.B. wurden Finanzen gekürzt, Fachstellen wurden gestrichen –, so dass ich eine ernsthafte, sachliche und fundierte Arbeit gefährdet sah und deshalb meine Demission einreichte.[9]

Zudem war die Arbeitsbelastung enorm geworden: Denn während rund eines Jahrzehnts (1984-1997) war ich fast zeitgleich intensiv in die programmatische Arbeit der CVP (Christlich-soziale Volkspartei) eingebunden sei es als Mitglied der Programmkommission sei es als Sachberater in diversen Kommissionen (z. B. Ehe- und Familienpolitik, Energiepolitik, Lebensschutz), in denen es auch darum ging, den ethischen Anspruch aus christlicher Perspektive in Grundlagenreflexionen, Programmen, Postulaten, Empfehlungen zur Geltung zu bringen. Die beiden Parlamentsperioden 1987-1991 und 1991-1995, die innerhalb der Partei von den beiden Generalsekretären Iwan Ricken-

9 Vgl. Vonlanthen, Sabine: Justitia et Pax 1969-1993. Die Schweizerische Nationalkommission. Ein Spannungsfeld zwischen Kirche und Politik. Freiburg i. Ue. 2005. Eine Arbeit, angefertigt unter der Leitung von Professor Urs Altermatt, ein anerkannter Katholizismusforscher, gibt über diese Zeit genaueste Auskunft.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

bacher (bis 1992) und von Raymond Loretan (bis 1997) wesentlich geprägt wurden, waren gekennzeichnet durch eine starke Selbstvergewisserung der Grundausrichtung – das „C" im Parteiprogramm war nicht mehr selbstverständlich – und der damit verbundenen Zielsetzungen. Es ging um die Identitätssuche einer „christlichen" Partei innerhalb einer Gesellschaft, in der sich die religiöse (katholische) Homogenität langsam auflöste. In diesem Kontext stellte sich die Frage nach dem Christlichen in der Politik für die CVP in einer expliziten Art und Weise wie später wohl nicht mehr. Es gab Seminare, Vorträge, Hearings hierzu, an denen ich häufig beteiligt war. Die zentrale Frage war: Wie ist Politik möglich aus einer christlichen Inspiration in Fragen des Lebensschutzes, der Sozial- und Umweltpolitik, der Alterspolitik, der Energiepolitik usw.? Zunehmend forderten die „CVP-Frauen", die dem allgemeinen damaligen emanzipatorischen Aufbruch wie auch den kirchlichen Aufbruchprozessen sehr nahe standen, innerhalb der Partei, aber auch in der Gesellschaft Gleichberechtigung ein, nicht zuletzt im politischen Diskurs. Dies führte innerhalb der Partei zu erheblichen Spannungen in Fragen des Familienbildes, des Lebensschutzes („Schwangerschaftsabbruch"), der Gentechnologie. In diesen weltanschaulichen und moralischen Differenzen wurde eine vermittelnde Funktion einer theologischen Ethik erwartet, die vernünftig argumentierend und dennoch der christlichen – und nicht mehr bloß der konfessionellen Tradition verpflichtet –, einen Ausgleich in den divergierenden Positionen schafft. Dies waren selbstverständlich übertriebene Erwartungen an eine Ethik, die weder dogmatisch nur einen Standpunkt kennt, noch politische Rezepte und Anweisungen formulieren kann. Eine der Erfahrungen der politischen Akteure von damals bestand in der Erkenntnis, dass die Ethik in erster Linie die Regeln des politisch-ethischen Diskurses benennen, die Argumente zu einer Frage sichten und von einem bestimmten Standpunkt aus im Rahmen einer Tradition gewichten kann. Dies hieß denn auch in der Konsequenz, dass es – selbst wenn man sich auf den christlichen Humanismus beruft – einen wohlbegründeten Pluralismus geben kann, mit dem auch eine Partei konstruktiv umzugehen hat. In einem gewissen zeitlichen Abstand habe ich versucht, über diese Beratertätigkeit in einer Aufsatzsammlung Rechenschaft abzulegen; es ist eine Art Bericht aus der ethischen Werkstatt einer Partei geworden.[10]

Fundamentalmoral als Brückenfach – interdisziplinär

Eine verstärkten Nachfrage der Ethik in allen Lebensbereichen, aber auch zunehmend in den Sozial- und Humanwissenschaften (z.B. Medizin, Biologie, Ökonomie, Jurisprudenz, Kommunikationswissenschaften), führte dazu, dass in den 1980er und 1990er Jahren die Fundamentalmoral als normative Orientierungswissenschaft stark nachgefragt war, nachdem die praktische Philoso-

10 Vgl. Holderegger, Adrian: Ethische Orientierung in der Politik, a.a.O.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

phie weit weniger ausgearbeitet war und sich erst allmählich mit ethischen Fragen konkreter Lebenswelten auseinanderzusetzen begann (Das Startzeichen gab Manfred Riedel mit seinem zweibändigen Werk: Rehabilitierung der praktischen Philosophie, 1972-74). Wenn bis dahin die Fundamentaltheologie über die vernünftige Plattform der Metaphysik prominent in die Auseinandersetzung über Weltanschauungsfragen eintrat, so wurde nun die Fundamentalmoral zu einem Brückenfach zwischen Theologie und den übrigen Wissenschaften, da sich aufgrund der wachsenden Möglichkeiten der technischen Wissenschaften, aber auch aufgrund der immer mehr offenbar werdenden Aporien ökonomischer, gesellschaftlicher Entwicklungen normative Klärungen immer gebieterischer aufdrängten. Dieser Kontext hat dazu geführt, dass ich über all die Jahre bis zur Emeritierung abwechselnd in allen Fakultäten der Universität einen Lehrauftrag innehatte, der ethisch fokussiert war auf das jeweilige Fachgebiet mit seinen exponierten ethischen Fragestellungen (Medizin, Biologie, Psychologie, Ökonomie und Umwelt, Jurisprudenz, Kommunikation und Journalismus etc.). Dies kam nicht bloß meiner tiefsten Überzeugung entgegen, dass die Theologie – und in diesem Fall über das Medium der Ethik – im „Haus der Wissenschaften" ihren Platz auf gleichem Niveau haben und verteidigen soll; es war aber auch eine Herausforderung, die nebst dem ordentlichen Vorlesungsbetrieb in der eigenen Fakultät viel abverlangte, da dies ein intensives Studium der jeweiligen Fachrichtung voraussetzte. Aus der interdisziplinären Tätigkeit sind etliche Projekte und Publikationen entstanden, die ich hier nur exemplarisch erwähnen möchte.

Von 1985 bis 1989 (bis zu meinem Gastsemester am Kennedy Institute of the Georgetown University, Washington D.C.) hatte ich als erstes einen zweistündigen Lehrauftrag an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät für Kommunikations- und Journalismus-Ethik. Das war ein äußerst spannendes ethisches Labor, da es bis dahin kaum eine Medienethik gab, es sei denn Berufskodizes, die aus losen Ansammlungen von Imperativen, gewonnen aus dem alltäglichen Erfahrungswissen, bestanden. Der Anspruch bestand nun darin, fachspezifische und problematische Fragestellungen mit einem umfassenden ethischen Ansatz zu verbinden. Im Vorwort des damals von mir konzipierten und herausgegebenen und in drei Auflagen erschienen Sammelbandes schrieb ich:

> „Die Kommunikationswissenschaft und die Publizistik haben ihren Wandel von der Geistes- zur Sozialwissenschaft vollzogen. Solange sie zumindest in der Nähe der Geisteswissenschaften beheimatet waren, galten in ihnen – jeweils durch ihre weltanschauliche Herkunft bedingt – normative Vorgaben. Dies ist wohl an keinem anderen deutlicher geworden als bei Emil Dovifat, für den die Grundsätze einer Gesinnungsethik in der Publizistik von zentraler Bedeutung waren. Von den Medienschaffenden wurde Verantwortungsbewusstsein verlangt, das sich an den moralischen Üblichkeiten zu orientieren hatte. In dem Masse als sich aber Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zur empirisch-analytischen Wissenschaft hinbewegt, werden ihre moralischen Gehalte marginalisiert. Damit wird noch deutlicher eine inhaltliche und methodische Differenz zur Ethik ge-

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

> setzt […], die einer anderen, eigentümlichen, aber dennoch rationalen Argumentation unterworfen ist". [11]

In diesen akademischen Veranstaltungen zeigte es sich bald, dass eine Medienethik, wenn sie sich auf die konkrete Praxis beziehen will, nicht ohne eine intermediäre Gesellschaftstheorie auskommt, in der empirische Fakten geordnet, gedeutet und gewichtet werden, die sich aber auch mit den ethische Prinzipien der „Humanität" konfrontieren lässt. Damals hat sich Jürgen Habermas´ „Theorie des kommunikativen Handelns" (1981) geradezu angeboten, das schwierige Verhältnis von Faktizität und (gesellschaftlicher und moralischer) Geltung exemplarisch im Hinblick auf eine Kommunikationsethik vertieft zu reflektieren. Insbesondere die von Habermas ausgearbeiteten Kategorien der „Öffentlichkeit" und des „kommunikativen Handelns" erwiesen sich als sehr hilf- und ertragreich im Hinblick auf eine normative Rekonstruktion der traditionellen Themen der Kommunikationswissenschaften und der Publizistik. Damit besaß man ein frisches und unverbrauchtes Instrumentar, um die mediale Wirklichkeit neu dechiffrieren und der normativen Klärung unterwerfen zu können. Der erwähnte Sammelband spiegelt in einem gewissen Sinne diese damaligen interdisziplinären Suchbewegungen, an denen sich nicht bloß Vertreter der Ethik, sondern auch Vertreter der Kommunikationswissenschaften (etwa Bernhard Debatin, Ulrich Saxer, Rüdiger Funiok) beteiligten.

Ein weiteres Feld der interdisziplinären Zusammenarbeit war die „Ökologie". Von 1992 bis 2001 lief in der Schweiz ein groß angelegtes nationales Schwerpunktprogramm mit dem Titel „Umwelt", das über 240 Forschungsprojekte umfasste. Der sozialwissenschaftliche Anteil war beträchtlich, wobei aber auch das Modul „Ethische Grundlagen" einen angemessenen Platz zugewiesen erhielt. Ich war Sprecher und Koordinator dieses Moduls. Es galt hier in erster Linie die Funktion der Ethik bezüglich der Umweltwissenschaften zu klären.[12] Was in der heutigen Ethik-Diskussion selbstverständlich ist, musste damals erst erarbeitet werden. Im Vorwort des Themenbandes schrieb ich damals:

> „Aus erkenntnistheoretischen und methodologischen Überlegungen legt sich ein differenzierteres Modell der ‚ökologischen Ethik' nahe. Wenn die Rede von ‚angewandter Ethik' ist, muss das mit diesem missverständlichen Begriff Insinuierte zurechtgerückt werden. Ökologische Ethik lässt sich nicht (mehr) konzipieren als ‚Anwendungswissenschaft' in dem Sinne, als selbstevidente Prinzipien sich einfach anwenden lassen auf die Empirie, um so zu Praxisnormen zu gelangen. […]. Wenn die Umweltethik in die konkreten Handlungs- und Anwendungsbereiche vorstoßen will, muss sie transdisziplinär konzipiert werden, indem nicht nach der Ethik *für* die umweltrelevanten Wissenschaften (wie Technik, Ökono-

11 Holderegger, Adrian (Hg.): Kommunikations-und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. ^{3}2004 (orig.: 1992), 12. Die mehrfache Auflage ist darauf zurückzuführen, dass der Band als Lektüreband in Seminaren und Vorlesungen verwendet wurde.

12 Hierzu ist ein Sammelband entstanden: Holderegger, Adrian (Hg.): Ökologische Ethik als Orientierungswissenschaft. Von der Illusion zur Realität, Freiburg i. Ue. 1997.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

> mie und Sozialwissenschaften) gefragt wird, sondern *nach* der Ethik in den jeweiligen Wissenschaften".[13]

Damit war das nicht minder anspruchsvolle Leitziel formuliert, insofern es nun galt, das „umweltverantwortliche Handeln" in den anderen Wissenschaften (z.B. Technik, Sozialwissenschaften, Biowissenschaften) mit zu reflektieren. Dabei war natürlich nicht zu übersehen, dass nicht bloß die Ethik, sondern in anderer und teils effizienterer Weise weitere, auf die Umwelt bezogene Wissenschaften Orientierung vermitteln. Das führte dazu, dass wir damals im Leitungsgremium die ökologische Ethik als Orientierungswissenschaft (allerdings in einem spezifischen Sinne) bezeichneten; ein Begriff, der sich aus verständlichen Gründen nicht durchsetzte, da der Anspruch der Ethik weit über die Funktion der Handlungsorientierung hinausgeht. Die Fokussierung auf diesen Begriff macht im Letzten deutlich, welche Erwartungen damals an die Ethik herangetragen wurden, die sich im Laufe der Diskussion aber als überzogen herausstellten und differenziert werden mussten. Beispielsweise waren übergeordnete Regeln für den ethisch-ökologischen Diskurs noch nicht im Blickfeld wie auch die zugespitzte Frage nach einer Naturphilosophie bzw. einer Naturtheologie. Doch die Fragestellung, welche Orientierungsfunktion die Ethik in jenen Bereichen übernehmen kann, die von anderen Instanzen wie Recht, Technik, Biologie etc. bereits normativ gesteuert werden, erwies sich als fruchtbar.[14] Nicht zuletzt auch in der Hinsicht, dass in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät auch auf meine Initiative hin, ein Studiengang „Umweltwissenschaften" – unter Einbezug der (theologischen) Ethik – eingerichtet wurde, der sich bis heute im universitären Lehrangebot bestens entwickelt hat.

Im Vorwort zur „Ökologischen Ethik" (1997) hieß es noch, dass die ökologische Ethik zu *dem* Paradigma angewandter und interdisziplinärer Ethik geworden sei, und nur annäherungsweise fänden sich ähnliche Vorgänge in der Medizin-Ethik. Das Verhältnis sollte sich sehr rasch umkehren. Die biomedizinische Ethik wurde zum Paradigma einer bereichsspezifischen Ethik, zumal die Entwicklungen in der Medizintechnik wie in der Gentechnologie enorm voranschritten, welche immer drängender die einfache, aber doch zentrale Frage aufwarf: Soll man das tun, was man de facto kann? Im Rahmen dieses Aufbruchs in den medizinischen Wissenschaften, erhielt ich von der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät einen Lehrauftrag in Medizin-Ethik, der zwar an dieser Fakultät schon eine längere Tradition hatte – und typischerweise vom Pastoraltheologen im Sinne der ‚spiritual care' wahrgenommen wurde –, nun aber eine andere Ausrichtung erhielt. Der zweistündige

13 Ebd., 11.

14 Im Rahmen dieses Projektes gab es von Mitarbeitern am Lehrstuhl weitere Studien: Lesch, Walter: Theologie und ästhetische Erfahrung. Darmstadt 1994; Flügel, Martin: Umweltethik und Umweltpolitik. Eine Analyse der schweizerischen Umweltpolitik aus umweltethischer Perspektive. Freiburg i. Ue. 2000.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Lehrauftrag für die Medizinstudenten, den ich von 1995 bis zur Dekanatsübernahme im Jahre 2000 inne hatte, wurde jeweils von einem Mediziner und mir gestaltet; der Mediziner (Chefarzt Dr. Charles Chappuis) trug jeweils einen Fall aus dem Klinikalltag oder der Klinikforschung vor, auf den ich dann aus ethischer Perspektive zu reagieren hatte. Auch diese fächer-dialogische Lehrveranstaltung glich einem Labor, da es zu jener Zeit noch kaum brauchbare Modelle praxisbezogener Medizinethik gab. Die Lehrerfahrungen, die wir im regen Austausch mit den Studierenden machen durften, konnte ich schließlich als Mitglied der Arbeitsgruppe „Medizin/Ethik" der „Eidgenössischen Kommission für die Reform der Ausbildung für die akademischen Medizinalberufe" einbringen. Die Revision des Ausbildungsgesetzes führte zur Etablierung der Medizin-Ethik als begleitendes, transdisziplinäres Fach, das jeweils auf den Ausbildungsstand Rücksicht nimmt, an allen medizinischen Fakultäten der Schweiz.[15]

Es gehörte zur wissenschaftlichen Erfahrung jener Zeit, dass sich neuartige Fragestellungen (Stammzellenforschung, Gentherapie, Fortpflanzungsmedizin, Allokation etc.) erst vage abzuzeichnen begannen; man musste feststellen, dass der kombinatorische Fortschritt von Biologie, Medizin und Technik in seiner moralischen Dimension nicht bloß durch die Exploration gängiger moralischer Standards zu bewältigen war, sondern nur durch die Extension von grundlegenden, neu reflektierten Vorstellungen von Mensch, Natur und Welt. Dies hieß, dass der biomedizinische Diskurs nicht mehr bloß Methoden- und Begründungsfragen betraf, sondern weit in jenen Bereich hineinreicht, wo grundlegende Begriffe wie Natur, Leben, Person, anthropologische Konzepte von Leben und Tod, von Machbarkeit und Endlichkeit, von Gestaltung und Geschick neu verhandelt werden müssen. Schon 1985 erhob Hans Jonas in „Technik, Medizin und Ethik" warnend, vieles intuitiv vorausahnend seine Stimme: „Die Welt von morgen wird vor allem und vorab von der jetzigen, durch Herrschaft und Veränderung, verschieden sein" (S.53). Dieses Morgen der Zukunft schien nun plötzlich zur unmittelbaren Gegenwart zu werden.

Dieses große Panorama im Blick, haben wir damals am Lehrstuhl in Verbindung mit anderen Disziplinen etliche dieser Fragen aufgenommen. So sind einige Studien entstanden, einerseits zum Konzept und zum Status einer theologischen wie philosophischen Bioethik[16], andererseits aber auch zu konkreten Fragestellungen.[17] Erstaunlich war in der ‚scientific community' der ausge-

15 Vgl. das Positionspapier (zusammen mit Günter Rager), Medizin und Ethik: Thesenpapier der Eidgen. Kommission für die Reform der Ausbildung der akademischen Medizinalberufe, in: Schweizerische Ärztezeitung 80 (1999) 38, 2299–2302.

16 Vgl. Holderegger, Adrian u.a.: Theologie und biomedizinische Ethik. Grundlagen und Konkretionen. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 2002.

17 Vgl. u. a. Holderegger Adrian/ Pahud de Mortanges, René (Hgg.): Embryonenforschung. Embryonenverbrauch und Stammzellforschung. Ethische und rechtliche Aspekte. Freiburg i. Ue. 2003; Rager Günter/Holderegger, Adrian (Hgg.): Die Frühphase der Entwicklung des Menschen. Embryologische und ethische Aspekte. Freiburg i. Ue. 2003; Ackermann, Sibylle: Ethische Bewertung neuer

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

prägte Wille zur interdisziplinären Zusammenarbeit – ob dies ein besonderes Charakteristikum jener Zeit war? Auf jeden Fall ist insbesondere die jahrelange Zusammenarbeit mit Professor Günter Rager, Anatomie/Embryologie, hervorzuheben, der – seinem Fach treu bleibend und es ausgezeichnet vertretend – die Transdisziplinarität, fachlich wie menschlich, in hervorragender Weise realisierte.[18] Markus Zimmermann, über Jahre mein engster Mitarbeiter, hat viele Themen aus dem biomedizinischen Bereich aufgenommen, weiterentwickelt und in vielen Publikationen bearbeitet.[19] Insbesondere sind seine Studien und Aufsätze zur Sterbehilfe zu erwähnen, die in gewissem Sinne das aufgreifen, was ich in den Suizidstudien angedacht und entfaltet hatte.

Gleichzeitig war ich als Fachexperte in verschiedenen kantonalen, eidgenössischen und europäischen Kommissionen und Arbeitsgruppen engagiert. Mein öffentliches, akademisch-politisches Engagement reichte vom Mandat für Frauenförderung an den theologischen Fakultäten der Schweiz, über kantonale und eidgenössische Kommissionen bis zum Mandat in der Kommission der „Reorganisation der Schweizerischen Universitäten" und bis zur Mitgliedschaft im „Österreichischen Universitätskuratorium" der Österreichischen Regierung, das sich mit der Anerkennung von Habilitationen zu beschäftigen hatte. Besonders möchte ich die Teilnahme an einer mehrtätigen offiziellen Parlamentarier-Mission vom 1990 hervorheben, also kurz nach der ‚Samtenen Revolution' von 1989 in der ehemaligen Tschechoslowakei unter Leitung von Nationalsrat Mario Grassi (TI). Ich war zuständig für die akademisch-universitären Belange; immerhin hatten wir dafür 20 Mio. Franken im Portefeuille. Unvergesslich sind mir die Begegnungen mit dem damaligen Präsidenten Vaclav Havel auf der Burg und mit dem vom Arrest gezeichneten Erzbischof Frantisek Tomasek geblieben. Es war ein politisches Engagement, das später – nach einer Phase der Ernüchterung – in kleinen Aktionen mündete (Partnerschaft zwischen Universitäten, Sponsoring der Theologischen Fakultät an der Karls-Universität in Prag, Bursen für Studierende, Kredite für Bibliotheken etc.). Im Folgenden möchte ich – etwas kleinräumiger – nur zwei meiner Kommissionstätigkeiten etwas ausführlicher schildern.

Von 1992-2004 war ich Mitglied der „Ethik-Kommission für wissenschaftliche Tierexperimente der Schweizerischen Akademie der Naturwissenschaften und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften." Die Kommissionsarbeit war insofern von Bedeutung, als deren Ergebnisse eines der fortschrittlichsten bzw. schärfsten Tierschutz-Gesetze vorbereiten half. Dies ist bis heute der Fall. Gegenwärtig bin ich noch Mitglied der „Kantonalen Ethikkommission für Tierversuche", die alle Tierversuche, die inner-

medizinischer Therapien. Am Beispiel von Parkinson, Freiburg i. Ue. 2003 (eine Arbeit am Lehrstuhl).

18 Vgl. dazu stellvertretend: Holderegger, Adrian/Rager, Günter (Hgg.): Bewusstsein und Person. Neurobiologie, Philosophie und Theologie im Gespräch. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 2000.

19 Erwähnt sei nur seine früheste Arbeit: Zimmermann, Markus: Euthanasie. Eine theologisch-ethische Untersuchung. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. (1997) 2002.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

halb der Grenzen des Kantons ausgeführt werden, zu begutachten hat, wozu auch ein weltweit tätiger Konzern gehört. Auf kantonaler Ebene war ich von 1996-1999 – und dann wieder von 2005-2009 bzw. von 2009-2014 nur im Kanton – Mitglied der „Interkantonalen Ethik-Kommission für Forschung im Gesundheitsbereich" (Jura, Neuenburg, Fribourg). Sämtliche universitären und nicht-universitären Forschungsvorhaben in diesen drei Kantonen, die aus dem bio-medizinischen Bereich stammten und in irgendeiner Weise den Menschen unmittelbar betrafen, mussten das Einverständnis dieses Gremiums einholen. Vieles war auch hier spannendes Neuland, da auf Gesetzesebene (z.B. Patientenrechte, Datenschutz) nur wenig geregelt war und im Ethik-Bereich (z.B. Forschung mit und ohne Einverständnis, Forschung an Minderjährigen) auch noch relativ wenig elaboriert war. Mit der Einführung eines Verfassungsartikels in der Bundesverfassung zur Forschung am Menschen im Jahr 2010 mit den nachfolgenden Gesetzeserlassen und Verordnungen (bis 2014) wurde ein verbindlicher Rahmen geschaffen, die die Kommissionsarbeit wesentlich erleichtert, aber auch deren Ermessensspielraum erheblich eingeschränkt hat.[20] Das nächtliche Aktenstudium und die vielen abendlichen Arbeitssitzungen sind einem aber auch so nicht erspart geblieben.

Theologie und Ethik – europäisch

Im letzten Jahrzehnt kam vermehrt ein europäischer bzw. internationaler Aspekt meines Arbeitens zum Zuge. Selbstverständlich war dieser immer präsent, etwa durch die verschiedenen Gast- und Forschungssemester am Kennedy-Institute in Washington (1989/90), an der GTU in Berkeley (1995/96)[21], am EPHE der Sorbonne in Paris/Centre Sèvres (2001/02)[22] und am ‚Departement bio-ethics' an der McGill University in Montreal (2008). Doch nun kam diese Ausrichtung in verschiedenen Facetten zum Tragen. Ich möchte dies ebenfalls nur an zwei Beispielen verdeutlichen.

Seit 2004 bin ich Stiftungsratsmitglied der „Stiftung Schweiz der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste", die ihren Sitz in Zürich hat

20 An der Ausarbeitung sämtlicher dieser Vorlagen war eine ehemalige Assistentin und Mitarbeiterin des Lehrstuhls federführend beteiligt: Frau Dr. Andrea Arz in ihrer Eigenschaft als Vizedirektorin des Bundesamtes für Gesundheit.

21 In Zusammenarbeit mit den amerikanischen Kollegen ist folgender Themenband entstanden: Holderegger, Adrian (Hg.): Das medizinisch assistierte Sterben. Zur Sterbehilfe aus medizinischer, ethischer, juristischer und theologischer Sicht. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 1999; 2. erw. Aufl., Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 2000.

22 Unvergesslich sind die wöchentlichen Veranstaltungen von Jaques Derrida, an denen ich teils aktiv teilnehmen konnte. Am Thema „la peine de mort" (Todesstrafe) hat er über ein ganzes Semester – man hielt es nicht für möglich – exemplarisch die Dekonstruktion des Begriffs und des Inhalts vorgeführt. Unter meiner Leitung ist damals eine Dissertation zu Derrida entstanden: Bischof, Sascha: Jacques Derrida. Gerechtigkeit – Verantwortung – Gastfreundschaft. Freiburg i.Ue./Freiburg i. Br. 2004 (= Studien zur theologischen Ethik 106).

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

und eigenständig, aber in Verbindung mit der „Mutterakademie“ mit Sitz in Salzburg, Projekte fördert und bearbeitet. Die Stiftung bezweckt – so die Stiftungsurkunde –, Wissenschaften und Künste disziplinär und interdisziplinär im Rahmen des europäischen humanistischen Gedankenguts in der Schweiz zu fördern und sich hierbei mit dem Stellenwert Europas in der Welt zu beschäftigen. So hat beispielsweise die Stiftung die Provokation des Manifestes einiger führender Neurowissenschaftler von 2004[23] aufgenommen, welche ein neuronales Menschenbild prophezeiten, in dem sich die starken anthropologischen Kategorien wie Willensfreiheit, Absichtlichkeit, Schuldfähigkeit, Handlungskontrolle als pure Fiktion bzw. als reine neuronale Mechanismen erweisen werden. Es ist daran zu erinnern, dass in den Medien monatelang eine aufgeregte und engagierte Diskussion darüber stattfand, ob man vom Menschen noch von einem freiheitlichen, selbstbestimmten und nach eigenen Wünschen und Intentionen handelnden Wesen reden könne. Immerhin stellte die neurowissenschaftliche Empirie neu und anders die Frage an die Geistes- und Kulturwissenschaften, was denn übrig bleibe von unseren tradierten Vorstellungen eines vernünftigen und selbstbestimmten Menschen.

Zwei Jahre später hat ein interdisziplinär zusammengesetztes wissenschaftlichen Komitee (Stephanie Clark, Christian W. Hess, Adrian Holderegger, Hanns Möhler, Günter Rager, Beat Sitter-Liver), initiiert und beauftragt durch die Stiftung, ein dreitätiges Symposium mit dem Titel „Hirnforschung und Menschenbild“ an der Universität Freiburg/Schweiz durchgeführt. Ziel war es, führende Wissenschaftler aus den Neuro- wie den Geisteswissenschaften miteinander genau darüber ins Gespräch zu bringen, kontroverse Positionen zu benennen und zu diskutieren und wenn möglich, erste Klärungen in der Naturalismus- bzw. Reduktionismusdebatte herbeizuführen. Dies ist damals – wie mir scheint – in ausgezeichneter Weise gelungen, wie der fast 500seitige Symposiums Band[24] belegt dort sind etwa – um nur einige zu nennen – die pointierten Interventionen von Reinhard Merkel, Lutz Jäncke, Martin Korte auf der einen Seite; nachfragende Antworten von Michael Pauen, Wolfgang Prinz und Eberhard Schockenhoff auf der anderen Seite nachzulesen. Das unaufgeregte und beharrlich nachfragende Symposium zeigte nicht bloß in wissenschafts-methodischer Hinsicht, sondern auch bereits in verschiedenen Detailfragen (z.B. was sagen bildgebende Verfahren aus?), dass manche neurowissenschaftlichen Voraussagen und Erwartungen reichlich überzogen waren und der Korrektur bedurften. Dies ist eine Diskussion, die bis heute unvermindert anhält, freilich auch unter Fragestellungen, die damals erst vage am Horizont auftraten (vgl. die kritischen Nachfragen zum gegenwärtig laufenden ‘European Human Brain Simulation Project‘). Die intensive Vorbereitung des

23 Vgl. „Gehirn & Geist“ 6/2004, 30-37.

24 Vgl. Holderegger, Adrian/Sitter-Liver, Beat/Hess, Christian W./Rager, Günter (Hgg.): Hirnfoschung und Menschenbild. Beiträge zur interdisziplinären Verständigung. Freiburg i. Ue./Basel 2007.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

Symposiums, aber auch der intensive Austausch mit den beteiligten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen wurde zu einem neuen Lehrstück interdisziplinärer Zusammenarbeit, in dem die Verständigung zwischen den unterschiedlichsten wissenschaftlichen „Sprachspielen" erneut und in einem gewissen Sinne radikaler eingeübt werden musste. Für mich als Theologen und Ethiker war es besonders spannend zu sehen, wie die neurowissenschaftliche Dechiffrierung des Menschen mit dem theologischen Menschenbild zu vermitteln ist; dies war um so spannender, da in einer Frühphase der Neurowissenschaften behauptet wurde, Glaubensäusserungen wären nichts anderes als neuronale Sperrfeuer im präfrontalen Cortex.[25] Das war Provokation und Herausforderung.

Ein weiteres, großangelegtes Projekt, das von der Stiftung mitgetragen und unterstützt wurde, war das interdisziplinäre Symposium mit dem Titel: „Hat der Humanismus eine Zukunft?" Dies stand im bestem Einklang mit dem Stiftungszweck wie auch mit den erklärten Zielen der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Das wissenschaftliche Komitee (Adrian Holderegger, Ruedi Imbach, Oliver Krüger, Siegfried Weichlein, Jean-Claude Wolf, Simone Zurbuchen) organisierte 2009 wiederum ein mehrtätiges Symposium, das über 40 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen vorwiegend aus den Geistes- und Kulturwissenschaften versammelte. Ich selbst griff damit wieder ein Thema auf, das mich schon in einer ersten, gemeinsamen Buchpublikation mit Ruedi Imbach beschäftigt hat.[26] Anstoß zu diesem Symposium gab aber nicht zuletzt das Leitbild der Universität, das den Humanismus als Referenzwert ins Zentrum stellt, den Begriff aber weiter nicht erläutert. Dieser Leitbegriff zielt wohl nicht zuletzt darauf ab, die verschiedenen Wissenschaften bzw. Fakultäten durch die Ausrichtung und Verpflichtung auf das Humanum innerlich zu verbinden.

Vor diesem aktuellem Hintergrund und in Kenntnis der historischen Bedeutungsvielfalt des ‚Humanismus' stellte sich die Frage, ob sich ein Kernbestand an Merkmalen des ‚Humanen' ausmachen lässt, der als kritisches Potential in Gegenwart und Zukunft zur Geltung gebracht werden kann. Eignet sich der Humanismus, in welcher Form auch immer, als Basis einer Verständigung zwischen den verschiedenen Kulturen und Religionen sowie als Orientierung für die Neuordnung und Neuausrichtung des Wissens? Wie muss der Humanismus verstanden werden, wenn er in seiner Wertedimension normativ, kritisch und wegweisend in Wissenschaft und Forschung sein soll? Das Sympo-

25 Vgl. u.a. meinem Beitrag: Gott im Gehirn? Neurowissenschaften und religiöses Erleben, in: Es glaubt. Suchen nach Spiritualität und Religion, hrsg. von Lukas Niederberger, Lars Müller. Baden 2009, 277-298.

26 Vgl. Holderegger, Adrian/Imbach, Ruedi/Suarez de Miguel, Raul (Hgg.): De dignitate hominis, Mélanges offerts à. FS für Carlos-Josaphat Pinto de Oliveira zu seinem 65. Geburtstag. Freiburg i. Ue./Freiburg i. Br. 1987, 616 S.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

sium stellte sich diesen Fragen; daraus ist ein stattlicher Band[27] geworden, der schon als „Handbuch zum Thema Humanismus“ (A. Rotzetter) bezeichnet wurde. In der Tat: es wurden die relevanten Facetten des Begriffs (z.B. Axiologische Sonderstellung des Menschen, das Humanum in der Vielfalt der Kulturen, humane Neuordnung des Wissens, säkulare und religiöse Deutung) und der Tradition (z.B. Antike, Renaissance, Humboldt’sches Ideal) aufgearbeitet, doch nach den historischen und systematischen Durchgängen musste die alte Frage, was denn der Mensch sei, offen bleiben.

Das letzte große Projekt, an dem ich maßgeblich mitgearbeitet habe und das ebenfalls im weiteren Kontext der „Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste“ steht, bezog sich auf die Neuverortung der Religionen im liberalen Rechtsstaat. Die Entstehungsgeschichte dieses Projektes ist von etwas besonderer Art. Es waren verschiedene Anläufe und Gesprächsrunden erforderlich. Bald stand die Idee, die Progress Foundation in Zürich, eine Schwesterorganisation des American Institute for Economic Research in Massachusetts, und die „Stiftung Schweiz der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste“ sollten gemeinsam ein Thema anpacken. Das war nicht zuletzt die Intention von Dr. Marcel Studer, Zürich, der sowohl Präsident der Progress Foundation wie auch Vizepräsident der „Stiftung Schweiz“ war. Man wurde sich bald einig, ein mehrtätiges Kolloquium zum Thema „Religion, Liberalität und Rechtsstaat“ durchzuführen, ein Thema, das zunehmend offene Gesellschaften beschäftigt und sie – wie die Terroranschläge mit fundamentalistisch-religiösem Hintergrund zeigen – im vermehrten Masse herausfordert.

So fand im Sommer 2014 in Schwarzenberg (Vorarlberg) ein geschlossener Workshop statt: 16 internationale Wissenschaftler, Publizisten und ein Politiker aus verschiedenen Fachrichtungen wie Religionswissenschaft, Geschichte, Ökonomie, Soziologie, Religionsrecht. Beeindruckend an diesem Workshop war, wie sich die Teilnehmenden aus unterschiedlichsten Denkrichtungen – in der relativen, aber inspirierenden Abgeschiedenheit des Ortes – konzentriert in sechs formellen Themeneinheiten in die Debatte einließen. Vielleicht hatte dies auch damit zu tun, dass das Gesprächsergebnis offen bleiben konnte, allein der Passion der Argumentation, der Klärung und der Verständigung verpflichtet. Erstaunlich war, wie Ökonomen (z.B. J. Baumberger, G. Schwarz) nach anfänglichem Zögern dem Thema durchaus etwas abgewinnen konnten. Daraus ist nun doch ein Buch entstanden, obwohl es nicht im Vorhinein intendiert war, das ein paar klassische Kurztexte (z.B. von J. Habermas, Ch. Taylor), aber auch Aufsätze praktisch aller Teilnehmenden (z.B. J. Casanova, H. James, F.-W. Graf, W. Schüssel, N. Kelek) in sich vereinigt.[28] Dem Sammelband haftet eine Eigentümlichkeit an, die sich aber nur dem Kenner erschließt,

27 Vgl. Holderegger, Adrian/Weichlein, Siegfried/Zurbuchen, Simone (Hgg.): Humanismus. Sein kritisches Potential für Gegenwart und Zukunft. Freiburg i. Ue./Basel 2011.

28 Vgl. Religion, Liberalität und Rechtsstaat. Ein offenes Spannungsverhältnis. Hrsg. v. Gerhard Schwarz, Beat Sitter-Liver, Adrian Holderegger, Brigitte Tag. Zürich 2015.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

indem es sozusagen eine wertbewusste und aufgeklärte Liberalität atmet (vgl. Vorwort), wie sie sich nur im Umkreis des Zürcher Liberalismus und der NZZ artikuliert. Immerhin eine Eigentümlichkeit, die sich mit Theologie gut verträgt, wenn Vorurteile abgebaut und die Fluren der Zuständigkeit bereinigt sind.

„Ambassador for Peace" – international

Seit Herbst 2009 bin ich „Ambassador for peace" bei der UNO. Diese Funktion nehme ich über das „Fribourg Peace Formum"[29] wahr, dessen Präsident ich seit seiner Gründung im gleichen Jahr bin. Dies ist eine Organisation, die von verschiedenen Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Wissenschaft, Politik und Religion gegründet wurde und getragen wird, um den Friedensgedanken im Sinne der langen föderalistischen Tradition der Schweiz zu propagieren, und wo auch immer, zu Konfliktlösungen beizutragen. In der Stiftungsurkunde dieser Organisation heisst es, dieses Forum sei „ein pluridisziplinäres Organ, das sich fokussiert auf soziale und politische Konflikte und versucht, praktische Lösungen bzw. Alternativen zu formulieren; dies geschieht in einer ethischen Perspektive, die sich religiösen und kulturellen Traditionen wie auch Wissenschaftstraditionen und der politischen Erfahrung verpflichtet weiß".[30] Nach einem Jahr der Vorbereitung hielten wir in Fribourg die Eröffnungskonferenz dieses Forums ab mit dem Titel „Föderalismus – ein Beitrag für den Frieden?". Hauptsprecher war Alt-Bundespräsident Dr. Arnold Koller, ein Verfassungsexperte auf diesem Gebiet. Die lange föderalistische Tradition der Schweiz im Blick, ist er der Überzeugung, dass föderalistische Strukturen in multi-kulturellen und multi-ethnischen Staaten günstige Voraussetzungen für Konflikt- und Problemlösungen schaffen können. Religionsvertreter wie Ibrahim Salah, ehem. Präsident der Schweizerischen Islamkonferenz, oder Dr. W. McComish, Dekan der Genfer-Kathedrale und Präsident des ‚Geneva Spiritual Appeal', versuchten, den politischen Föderalismusgedanken aus je ihrer eigenen religiösen Tradition zu reflektieren. Die Frage war – und so hat bis dahin nie jemand gefragt – ob das Modell des politischen Föderalismus auf die Ebene der Religionen übertragen, einen Beitrag zur friedlichen Ökumene der Religionen leisten kann. Die Antworten waren verblüffend und frisch, denn damit eröffneten sich neue Wege zu den längst ausgetretenen Pfaden des „interreligiösen Dialogs". Dieser Grundgedanke, der eher eine Grammatik denn eine Dogmatik für die Transformation von Konflikten enthält, fand dann schließlich über die Vermittlung mehrerer Instanzen Eingang auf die Traktandenliste der Generalversammlung der UNO in New York, deren Absicht es ja ist, eine Art „Vollversammlung der Religionen" mit einem eigenen Statut zu schaffen,

29 Vgl. www.fpforum.org.
30 Ebd. „déclaration de mission".

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

da Religionskonflikte meist Teil der komplexen politischen Konflikte sind. Der befreundete philippinische Minister Jesus S. Domingo, akkreditiert bei der UN in Genf, warb besonders für diese Idee. Ich selbst durfte die Umrisse eines solchen Konzeptes an verschiedenen Orten vorstellen (z.B. in Malta, Genf, Jerusalem, Amman, New York). Die Zuspitzung der Konflikte besonders im Nahen Osten und in Afrika, aber auch die erneute Verfestigung der politischen Blöcke hat dieses Anliegen in den Hintergrund treten lassen.

Dementsprechend traten dann in meiner weiteren Arbeit mehr Einzelthemen bzw. Einzelkonflikte in den Vordergrund. Als „Ambassador for Peace" nahm ich an einigen wichtigen Konferenzen am Genfer Sitz der UNO teil; teils war ich beteiligt in der Konzeptualisierung, der Organisation, aber immer auch mit einem eigenen Beitrag in der Perspektive einer politischen Friedensethik und einer religionsökumenischen Friedenstheologie. Im September 2011 fand an der UNO in Genf eine zweitätige Konferenz mit über 150 Teilnehmenden aus aller Welt, mit Politikern, vor allem aber mit Vertretern der UN Sonderkommissionen (human rights commission, education, development usw.) statt mit dem Thema „Multiculturalisme. A contribution to Peace?" Dieses Thema wurde aufgegriffen, nachdem verschiedene europäische Leaders die multikulturelle Gesellschaft als gesellschaftliche Leitidee für gescheitert erklärten; allen voran David Cameron. Solche Monsterkonferenzen führen selbstverständlich nicht zu differenzierten Lösungsvorschlägen, sensibilisieren aber für ein sozial-politisches Thema, helfen differenzieren, dienen aber auch dazu, plakative Lösungen zu vermeiden. Und dies ist nicht zu unterschätzen! Ähnliche Themen-Konferenzen waren: „Migration and Integration"; „Interreligious and intercultural Cooperation and Human Rights".

Besonders hervorgehoben werden sollen zwei Konferenzen, die wohl für alle Teilnehmenden emotional stark herausfordernd waren: Am 23. und 24. Januar 2014 fand „Geneva: Track II" statt. Mit diesem technischen Begriff war die kurzfristig einberufene „Syrien-Konferenz II" gemeint, an der die UNO mit der Vermittlung des Sonderbeauftragten Lakhdar Brahimi – einem der damals wohl geschicktesten Diplomaten der UNO – einen Durchbruch erhoffte. Gleichzeitig – einige Säle weiter im UN-Gebäude – fand eine Konferenz mit Politikern aus Syrien, Fachleuten aus der Konflikt- und Friedensforschung, der Politikwissenschaften, aber auch mit Religionsvertretern des Islam (z.B. Imam Sheik Mohamad Ali Al-Hjj, Beirut, und religiöser Minderheiten (z.B. Rev. Riah Hanna Abu El-Assa, Anglican bishop of Jerusalem and the Near East) statt. Ich gehörte auch dazu. In einer Art Pendel-Diplomatie versuchte man Vorschläge, Ideen, Konzepte in die laufenden Verhandlungen einzuspeisen. Die direkten Kontakte mit den Syrischen Delegationen waren ebenso wichtig. Eigens darf der positive Beitrag des UN-Gesandten des Hl. Stuhls Erzbischof Silvano Maria Tomasi hervorgehoben werden, der auf eine unaufdringliche Art die guten Dienste des Vatikans anbot zur Beilegung des Konflikts in Syrien. Nach vielem Feilschen der beiden Delegationen, das begleitet war mit verbalen Gereiztheiten, Beschuldigungen, Verzögerungstaktiken – ich

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

hatte bis dahin noch nie so etwas erlebt, hofften wir alle auf eine doch wenigstens partielle Lösung (etwa im humanitären Bereich, speziell im Versorgungsbereich). Aber nichts dergleichen! Es blieb unmittelbar danach die Frustration des Scheiterns angesichts der Zehntausenden von Toten; all dies habe ich hautnah miterleben können.

Im Mai 2014 fand an der UNO in Genf wiederum eine Konferenz mit etwa 120 Teilnehmenden zu folgendem Thema statt: „Toward sustainable peace and reconciliation in the Democratic Republic of Congo“, an der ich ebenfalls als Leiter einer Sektion und dann als Redner teilnahm. Persönlichkeiten aus der Diaspora (z.B. Delly Kasadi), Politiker aus dem Kongo (z. B. Dr. Denis Mukwege), der Sonderbeauftragte der UNO im Kongo (Dr. Martin Kobler) und Vertreter der Sonderkommissionen der UNO waren zugegen. Ein Sonderausschuss formulierte zum Abschluss der Tagung „recommendations“, vergleichbar einer ‚roud-map‘, die der politischen Stabilisierung des Landes dienen sollten. Es zeigte sich auch hier, dass die Konflikte vielfältig und tief verwurzelt sind, ihre eigene komplexe Geschichte haben und dass es vor allem für die europäischen Partner ein großes Taktgefühl erfordert, um nicht der Grammatik des alten Kolonialstils zu verfallen oder um auch keine ähnlichen Empfindungen aufkommen zu lassen. Wie auch immer, ich habe mich für ein konkretes Engagement verpflichtet. Im nächsten Jahr soll in der Hauptstadt des Kongo, Kinshasa, am Kardinal Malula-Lehrstuhl, zusammen mit dortigen Kollegen eine dreitätige Konferenz abgehalten werden zum Thema „Frieden schaffen, Konflikte transformieren“ (construction de la paix, transformation des conflits). Ich habe mich verpflichtet, für die Organisation und die inhaltliche Gestaltung dieser Tagung in Kooperation mit den dortigen Kollegen zu sorgen. Es soll eine Art „open univerity“ werden, an der Dozierende wie Studierende anderer Fakultäten und Universitäten teilnehmen können. Es sollen aber auch Experten der nicht-afrikanischen Welt eingeladen werden. Diese Konferenz, die neue Ansätze der Friedensforschung aufnimmt (z.B. das Modell der Diapraxis), ist gedacht als Initialzündung für die Schaffung eines „Friedensmoduls“, das in die universitären Curricula eingebaut werden soll. Dies ist selbstverständlich ein langer Weg dorthin; und es ist alles andere als sicher, dass das Engagement von Erfolg gekrönt sein wird.

Im Juli 2012 habe ich mich von der Fakultät und der Universität verabschiedet, nicht mit einer üblichen akademischen Feier, in der das Schaffen des zu Verabschiedenden im Zentrum steht, sondern mit einem Symposium „Franziskanische Impulse zur interreligiösen Begegnung“[31]. Damit wollte ich zum Abschluss meiner akademischen Laufbahn nochmals eine meiner wichtigsten Wurzeln benennen, Wurzeln, die all zu oft im Geschäft der Wissen-

31 Inzwischen sind die Vorträge zu diesem Symposium herausgekommen: Holderegger, Adrian/Delgado, Mariano/Rotzetter, Anton: Franziskanische Impulse für die interreligiöse Begegnung, Stuttgart 2013 (= Religionsforum 10).

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh

schaft und der Öffentlichkeit im Verborgenen geblieben sind, vergleichbar einem sephardischen Juden, der am öffentlichen und kulturellen Leben als ‚civis secularis' teilnimmt, im Innersten aber seiner religiösen Überzeugung treu bleibt. Jacques Derrida schien mir hierfür ein schönes Beispiel zu sein – er selbst sprach davon – mit seiner im Verborgenen gebliebenen jüdischen Herkunft. In der christlichen Mentalitätsgeschichte ist Franziskus wegweisend im Umgang mit anderen Religionen; er bringt nicht bloß islamische Vollzüge in die westliche Welt, sondern er erwähnt als Erster in seiner Regel die Form einer christlichen Existenz in einer anderen Religion (Islam). Dieser offene und tiefgründige Geist soll mir weiterhin – vielleicht auch verdeckte und unartikulierte – Inspiration für das weitere Schaffen auf dem internationalen politischen Parkett bleiben.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2016 Ferdinand Schöningh